

scientific community, und die Big Science sei daher demokratische und erfolgreiche Wissenschaft zugleich.

Weingart hat in seiner Einleitung versucht, das im ersten Band angekündigte Vorhaben einer Analyse der Vermittlungsprozesse sozialer und kognitiver Determinanten der Wissenschaftsentwicklung auf der Ebene wissenschaftlicher Gemeinschaften in einem ersten Schritt einzulösen, wobei er sich auf Kuhn, King, Mulkey und Böhme stützt und gegenüber diesen vor allem die Notwendigkeit „politiksoziologischer Analyse“ (33) wissenschaftlichen Wandels hervorhebt. Die an Kuhn und Mulkey anschließende Konzipierung wissenschaftlicher Orientierungskomplexe (Paradigmen bzw. Regeln, Standards, Theorien etc.) als verhaltensorientierte Gefüge, denen der Status sozialer Normen zukommt, mündet in die These ein, „daß sich die Wissenschaftsentwicklung nur dann verstehen läßt, wenn sie sowohl als Prozeß rationaler Argumentation als auch als Strategie der Institutionalisierung begriffen wird, d. h. wenn die ‚scientific community‘ als Argumentations- und Handlungszusammenhang zugleich gesehen wird“ (20). Der Schwerpunkt der Analyse liegt daher auf der Entstehung, Entwicklung und Auflösung wissenschaftlicher Gemeinschaften. Nicht aus der Welt geschafft ist dabei freilich der bereits gegen Kuhn vorgebrachte Einwand, daß dieses Konzept wissenschaftlichen Wandels von subjektivistischen und relativistischen Grundpositionen ausgeht und nicht in der Lage ist, die Genesis und Selektion objektiv wahrer Ideen im Wissenschaftsprozess zu erklären, die in der marxistischen Wissenschaftsforschung neuerdings mittels der Differenzierung „sozialökonomischer“ und „objektbedingter“ (Kröber/Laitko; Gößler; Fiedler) Determination zu erfassen versucht wird.

Rainer Rilling (Marburg)

**Rupp, Erik:** Zur Kritik der Wissenschaftsforschung. Wissenschaftslogik — Wissenschaftssoziologie. Studien zur Sozialwissenschaft, Bd. 16. Bertelsmann Universitätsverlag, Düsseldorf 1973 (83 S., br., 12,80 DM).

Der Schwerpunkt dieser Arbeit (auf dem Umschlag in naiver Fehleinschätzung als Beitrag zur Erforschung der „Bedingungen und Möglichkeiten einer rationalen Wirtschaftsförderung“ gekennzeichnet) liegt nicht in der sozialwissenschaftlichen Analyse des Entstehungs- und Verwendungszusammenhangs der *empirischen* Wissenschaftsforschung. Statt dessen wird der immanente, auf Textanalysen gestützte Nachweis geführt, daß nicht nur der neueren Wissenschaftssoziologie (die allerdings auf ihre „wertanalytische“ Variante beschränkt wird, 46), sondern bereits der analytischen Wissenschaftstheorie logisch nicht mehr ableitbare normative Vorstellungen eines Wissenschafts„wachstums“ (Popper) und der Wissenschaftssteuerung

(Carnaps „language community“) unterliegen. Diesen teilweise versteckten Kriteriologien, teilweise manifesten Ideologien der Wissenschaftsentwicklung stellt Rupp die Forderung nach „öffentlich kontrollierter Nützlichkeit“ (61) gegenüber.

Anknüpfend an die in Nietzsches „Fröhlicher Wissenschaft“ sich spiegelnde Desillusionierung und Krise des wissenschaftlichen Subjekts (oder der sich dafür haltenden Individuen), versucht der Autor, den Legitimationscharakter des logischen Positivismus, seine „Rechtfertigung des einzelnen Wissenschaftlers vor der sogenannten praktischen Ambivalenz seiner Produkte und vor dem Verzicht auf die Aneignung seiner Produkte“ (41) herauszuarbeiten. Zugleich versucht er, anhand einer knappen Interpretation der Popper-Carnap-Kontroverse nachzuweisen, daß das praktische Programm, welches der logische Positivismus schon immer implizierte, stets einen normativen sozialen Begriff von Objektivität bedingt hat, eine Form gesellschaftlicher Wissenschaftskontrolle, die sich lediglich hinter der logischen Form der Intersubjektivität der Terme und Sätze und den Beobachtungsregeln verbirgt. Carnaps Verzicht auf die Bewertung der wissenschaftlichen Erkenntnis aus ihr selbst und das parallel dazu entwickelte Postulat der Einheitswissenschaft läßt sich in diesem Rahmen interpretieren als „eine wertorientierte Reaktion auf die nach und nach sichtbar werdende Unfähigkeit eines Teils der Wissenschaft, sich der stetigen Veränderung ihrer Grenzen und ihrer Entwicklungsrichtung ... in ihrer theoretischen und sozialen Organisation anzupassen bzw. in diese Veränderung wissenschaftlich kontrolliert mit einzugreifen“ (45). So ist nicht erst die empirische Wissenschaftsforschung als Reaktion auf die Krise der Wissenschaftsproduktion anzusehen, welche die Abkehr von transzendentallogischen Postulaten erzwingt: Bereits der logische Positivismus leitet den Prozeß der Hinwendung zum sozialen Subjekt des Forschungsprozesses ein, wobei er eine eigentümliche Mittelstellung zwischen traditioneller Erkenntnistheorie und dem radikal soziologisierten und relativierten Wissenschafts- und Theoriebegriff einnimmt. Diese Stellung drückt sich vor allem in den auch von Rupp kritisierten Idealisierungen des wissenschaftlichen Subjekts aus (Einheitssprache, Wissenschaftsgemeinschaft). Indem er jedoch die Wissenschaftssoziologie nur als Fortsetzung des Programms des logischen Positivismus begreift, ist es ihm nicht möglich, die spezifischen Differenzen zwischen den Vorstellungen Carnaps zur Wissenschaftsgemeinschaft oder etwa Poppers Evolutionskriterium einerseits, den entsprechenden soziologischen Modellen andererseits zu bestimmen. Indem der Autor infolge seiner methodischen Selbstbeschränkung die materiellen Grundlagen, welche die Verschiebung des Wissenschaftsbegriffs parallel zu den Umwälzungen der praktischen Organisation bewirken, nicht einmal andeutet, vermag er die Hinwendung zur empirischen Forschung im Bereich der Zieldetermination und Arbeitsweise der Wissenschaft und ihre theoretischen Konsequenzen nicht als einen prinzipiell neuen Abschnitt der Selbstreflexion bürgerlicher Wissenschaft gegenüber der analytischen Wissenschaftstheorie abzugrenzen, sondern

muß sich auf den Nachweis analoger Erscheinungsformen und Ideologeme beschränken. Wer außer den Wissenschaftlern selbst an der Aufrechterhaltung des „privaten und öffentlichen Scheins von Wissenschaft“, an der „Zunahme des Wissenschaftsglaubens und der Wissenschaftspropaganda“ (60) interessiert ist, bleibt offen, ebenso die Frage, ob die wesentliche Funktion der Wissenschaftswissenschaft in der Erzeugung dieses Scheins besteht. Die Grenzen der ideologiekritischen Betrachtungsweise werden in den spärlichen Schlußbemerkungen zur wissenschaftspolitischen Relevanz der Untersuchung deutlich. Rupp beschränkt sich auf die Kritik der Wissenschaftsautonomie und der Orientierung der Forschung an immanenten Kriterien, ohne Kriterien der öffentlichen Kontrolle und der Nützlichkeit von Wissenschaft angeben zu können. Hans-Jürgen Weißbach (Berlin/West)

### Psychologie

**Eibl-Eibesfeldt, Irenäus:** Grundriß der vergleichenden Verhaltensforschung. R. Piper Verlag, München 1972 (629 S., Ln., 78,— DM).

Von unbestreitbarem Nutzen ist der vorgelegte „Grundriß“ durch den in eine umfangreiche Bibliographie resultierenden Überblick über zahllose ethologische Monographien und Detailuntersuchungen, den er dem Leser verschafft. Als *systematischer* Entwurf der ins Kraut schießenden Sammeldisziplin „Verhaltenswissenschaft“, die sich auf ihre Interdisziplinarität etwas zugute hält, dürfte er dagegen nicht ohne weiteres akzeptabel sein. Zu offenkundig wird er von dem Gedanken einer parteiischen Austragung des diesen „Zweig der Biologie“ (27) seit alters heimsuchenden Schulstreits zwischen Behaviorismus und Instinktlehre beherrscht, als daß sich die begrifflich-systematische Begründung und Entfaltung einer Wissenschaft des Verhaltens von ihm überhaupt erwarten ließe.

Was der Verfasser statt dessen unternimmt, ist teils eine streitbare Darstellung des Begriffsapparats, der von Lorenz und Tinbergen ins Leben gerufenen vergleichenden Verhaltensforschung (Ethologie), teils eine Sammlung von experimentellen Ergebnissen und empirischen Daten, die die Validität der jeweils vorgeführten theoretischen Bestimmungen dokumentieren und untermauern sollen. Dabei ergibt sich das Ordnungsschema der Darstellung zwangsläufig aus der Interessenlage der dargestellten Disziplin. Den Ausgangs- und Angelpunkt bildet das für eine Verhaltensforschung, deren „Schwergewicht ... zunächst auf der ‚Instinktforschung‘ (ruhte)“ (27), erwartungsgemäß zentrale Konzept einer als „Starrheit“ oder „Formkonstanz“ (60) des Funktionszusammenhangs sich realisierenden „Erbkoordination“ tierischen und menschlichen Verhaltens. Die ein Verhalten präformierenden angeborenen „Koordinationen“, die, „durch bestimmte Orientierungsbewegungen ... überlagert“ (34), in einer „Instinkt-